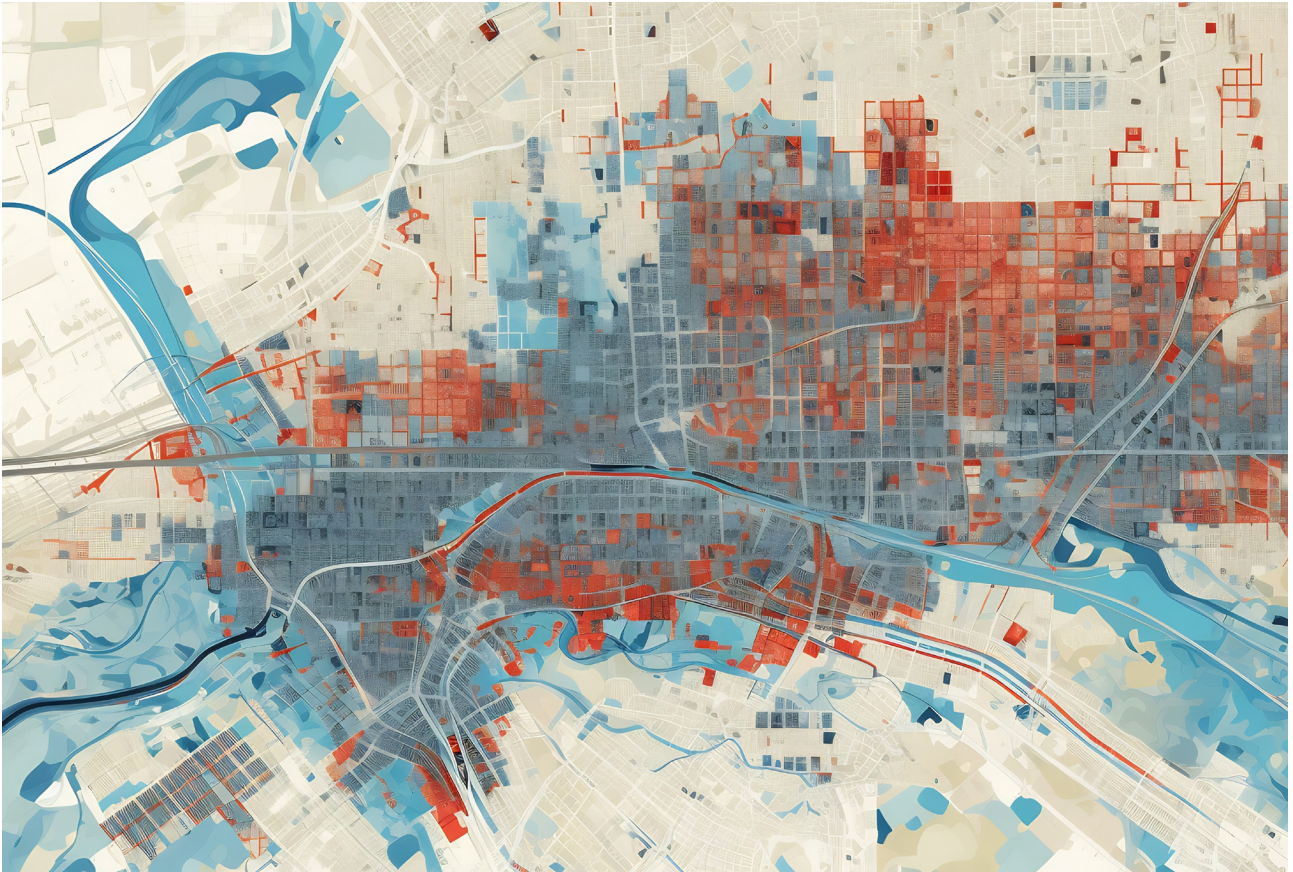




Resilienz in der Stadtentwicklung

KRITISCHE ANMERKUNGEN ZU EINEM KONZEPT IM AUFWIND

Einführung

In den vergangenen zwei Jahrzehnten sind in den Raum- und Planungswissenschaften zahlreiche Konzepte von Stadt entworfen worden. Ob die *Nachhaltige Stadt*, die *Kreative Stadt*, die *Smarte Stadt*, die *Grüne Stadt* oder die *Sorgende Stadt* – die Liste der Stadtkonzepte ist mittlerweile lang und vielfältig (vgl. Rink & Haase 2018a). Allesamt beabsichtigen sie, auf beobachtete Wandlungsprozesse oder Herausforderungen in der Stadtentwicklung Antworten zu geben. Dies unternehmen sie auf sehr unterschiedliche Weise: als Analysen und Trendbeschreibungen, als Leitbilder und Visionen oder als Kritiken und Gegenentwürfe zu vorherrschenden Prinzipien und Handlungsweisen in der Stadtentwicklung. Ob Stadtkonzepte für die Planungspraxis an Strahlkraft gewinnen oder nicht, beeinflussen viele Faktoren. Fest steht aber: Auch Stadtkonzepte haben ihre Konjunkturen. Sie „tauchen auf, verbreiten sich schnell, und während einige nach kurzer Zeit wieder aus der öffentlichen Debatte verschwinden, entwickelt sich zu anderen ein Diskurs“ (Rink & Haase 2018b: 9).

Ein Stadtkonzept, das sich momentan in Politik und Planung im Aufwind befindet, ist das der *resilienten Stadt*. Grundsätzlich neu ist dieses zwar nicht. Dennoch haben die Krisenerscheinungen der jüngeren Vergangenheit das Konzept wieder zu einem Referenzpunkt in den Diskussionen um die zukünftige Gestaltung von Stadt und Quartier werden lassen (siehe z. B. Kabisch et al. 2024; BBSR 2023; Kurth et al. 2022; Weidner 2021; Jakubowski 2020). Hinzu kommt, dass der Resilienzgedanke inzwischen Einzug in die Nationale Stadtentwicklungspolitik gefunden hat. Unter dem Eindruck der Corona-Pandemie verfasst, wurde im Jahr 2021 das Memorandum *Urbane Resilienz* (vgl. BMI 2021) verabschiedet. Mit dem Untertitel *Wege zur robusten, adaptiven und zukunftsfähigen Stadt* versehen, erklärt es den Aufbau urbaner Resilienz zu einem expliziten Ziel der Stadtentwicklung.

Auffällig ist, dass in den aktuellen planerischen Debatten eine auf Resilienz zielende Stadtentwicklung überwiegend als etwas grundsätzlich Positives und Wünschenswertes angesehen wird. Mitunter fußt dies auf der Vorstellung, dass der Aufbau urbaner Resilienz dem Wohl der Allgemeinheit diene (siehe z. B. Kurth 2020: 51; dazu kritisch Schnur & Wiesemann 2024). Allerdings sollte man sich nicht zu

vereinfachten Annahmen verleiten lassen. So ruft das Anliegen der resilienten Stadt auch kritische Fragen auf, die in den aktuellen fachlichen Debatten noch mehr Aufmerksamkeit und Reflexion erhalten sollten. Der vorliegende Beitrag¹ wendet sich deshalb einigen dieser Fragen zu und diskutiert mögliche Widersprüche, Konflikte und negative Konsequenzen einer resilienzorientierten Stadtentwicklung.

Resilienz – ein gefragtes Konzept

Resilienz gilt als ein „Trendkonzept“ (Weiß et al. 2018) oder gar „Schlüsselbegriff“ (Schuppert & Repohl 2023) der heutigen Zeit. Obwohl das Konzept bereits in den 1970er Jahren in der Psychologie (vgl. Werner et al. 1971) oder in der Ökologie (vgl. Holling 1973) verwendet wurde, hat es sich erst im Verlauf der letzten beiden Dekaden in Wissenschaft und Gesellschaft zunehmend etabliert. Resilienz ist dabei in vielen politischen und praktischen Feldern bei Fragen der Zukunftsgestaltung zu einer bedeutsamen Zielgröße avanciert (vgl. Weiß et al. 2018). Mithin verleiht man ihm sogar die Qualität eines sogenannten *Boundary Objects*, da es mittlerweile über unterschiedliche Disziplinen und Bereiche hinweg Anwendung findet (vgl. Böschen 2021: 63).

Rungius et al. (2018) sehen den Grund für die rasante Karriere des Resilienzkonzepts in einer veränderten gesellschaftlichen Wahrnehmung von Bedrohungen und Risiken. Seine Popularität stellen sie dabei in den Zusammenhang mit dem „dominanten Selbstbeschreibungsmodus der Reflexiven Moderne – der Krise“ (ebd.: 34). Es trägt die Signatur einer durch Globalisierungsprozesse zunehmend komplexen und verwobenen Welt, die von Unbeständigkeit und Krisenhaftigkeit geprägt ist sowie ungeahnte und unkontrollierbare Gefahren hervorbringt (siehe auch Beck 2008). Dieses Wirklichkeitsverständnis führe zu einer auf Dauer gestellten Unsicherheitswahrnehmung, begleitet von Assoziationen von Verletzlichkeit, Fragilität und Ungewissheit. Die Krise würde zu einem allgegenwärtigen Phänomen: Entweder befände man sich akut in ihr oder sie stünde potenziell stets bevor (vgl. ebd.: 36 ff.). In diesem Zustand umfassender Verunsicherung gebe das Resilienzkonzept „Halt und

¹ Der vorliegende Beitrag ist eine inhaltlich erweiterte und angepasste Version eines bereits veröffentlichten Artikels zur Thematik (vgl. Schnur & Wiesemann 2024).

Hoffnung“ (ebd.: 39). Denn so beinhalte es das Versprechen, dass durch „Resilienzsteigerung Kontrolle (zurück-)erlangt oder zumindest die Krise weitgehend unbeschadet durchlebt werden könnte“ (ebd.).

Resilienz zielt auf Systemerhalt in Krisensituationen ab, aber auch auf Anpassung und Lernprozesse, um künftige Krisen (besser) bestehen zu können. *Persistenz, Adaption* und *Transformation* bilden entsprechend die zentralen Kerndimensionen des Konzepts (vgl. Schneider & Vogt 2018). Dieses Resilienzverständnis prägt hierzulande ebenfalls die Diskurse in den Raum- und Planungswissenschaften. Dort wurde das Konzept in den 2010er Jahren verstärkt aufgegriffen und besonders auf Städte und Stadtregionen übertragen. Dabei wird es als ein relevanter Gestaltungsansatz für eine zukunftsorientierte Stadtentwicklung positioniert – ausgehend von der Diagnose, dass urbane Räume in der heutigen Zeit multiplen Bedrohungen ausgesetzt seien, die städtische Akteure in Art und Ausmaß nicht voll antizipieren könnten (vgl. Rink et al. 2024: 3).

In verschiedenen Fachdisziplinen, allen voran in der Soziologie, findet seit einiger Zeit eine kritische Diskussion des Konzepts und seiner wissenschaftlichen wie auch öffentlich-politischen Verwendung statt (siehe z. B. Endreß & Rampp 2022; Gräfe 2019; Karidi et al. 2018). Eine solche Reflexion erfolgt in den planerischen Diskursen hierzulande hingegen selten. Auf diese Leerstelle machte Kuhlicke schon im Jahr 2018 aufmerksam: „Eine skeptische Auseinandersetzung mit dem Resilienzkonzept findet bisher im deutschsprachigen Kontext nur sehr begrenzt statt. [...] Die Bedeutung des Konzepts für die Sicherstellung einer zukunftsfähigen urbanen Entwicklung wird *per se* meist nicht in Frage gestellt“ (Kuhlicke 2018: 370). Auch in den jüngeren Diskussionen zum Memorandum *Urbane Resilienz* bleibt eine kritische Betrachtung des Konzepts in der Regel aus. Die Debatte beschränkt sich größtenteils darauf, grundlegende Merkmale der resilienten Stadt aufzuzeigen und das Konzept für die Planungspraxis anwendbar zu machen (siehe z. B. BBSR 2024; Kegler 2022; Kurth et al. 2022).

Allerdings sollten kritische Perspektiven in der praxisbezogenen Diskussion nicht außen vor bleiben. Sie rücken sowohl Simplifizierungen in den konzeptionellen Betrachtungen als auch mögliche negative

Implikationen einer resilienzorientierten Stadtentwicklung in den Fokus – und liefern damit wichtige Impulse für eine reflexive Verwendung des Konzepts im planerischen Handeln. Im Folgenden werden zentrale Argumentationsstränge dieser kritisch informierten Beiträge im Kontext der resilienten Stadt näher diskutiert.

Urbane Resilienz – per se gut?

In wissenschaftlichen wie auch politischen Diskussionen heißt es oft: „Menschen sollen sich resilient entwickeln, Gesellschaften auch“ (Groß 2024: 32). Vergleichbares vernimmt man in den planerischen Debatten, die Formulierung lautet hier nur: Städte bzw. Quartiere sollen resilient(er) werden (s.o.). Solche Aussagen beruhen auf der Grundannahme, dass Resilienz eine *per se* positive (und daher erstrebenswerte) Eigenschaft sei – ob nun von Individuen, Kollektiven oder räumlichen Strukturen.

Christmann et. al. (2016: 19 f.) wenden sich gegen diese Normativität in der Begriffsverwendung und verweisen darauf, dass der Aufbau urbaner Resilienz nicht automatisch positive Effekte erzeuge. Bestimmte Resilienzbildungen könnten sich sogar negativ auswirken. Dies wäre beispielsweise der Fall, wenn es zu einer Überanpassung komme, sich eine übermäßige Priorisierung von Sicherheitsaspekten gegenüber anderen gesellschaftlichen Werten einstelle oder wenn ein unausgewogener Trade-Off zwischen dem Ressourceneinsatz zur Resilienzsteigerung und zu anderweitigen Zwecken entstehe. Weiterhin könnten Resilienzbildungen immer auch (nicht-intendierte) negative Folgen für bestimmte Personengruppen bzw. andere Orte haben. Oder wie Christmann et al. es formulieren: „Die Resilienz von X kann zur Vulnerabilität von Y werden“ (Christmann et al. 2018: 186). Gleichermaßen, so Rungius und Weller (2016), kann die Entscheidung, die Resilienz von X zu steigern, zu Lasten der Resilienzsteigerung von Y gehen. Die Abwägung, wer oder was bei Resilienzbildungen den Vorrang erhalten sollte, sei insofern nicht frei von normativen Dilemmata. Es bedürfe deshalb stets der Begründung, warum die Resilienz des einen wichtiger sei als die Resilienz des anderen. Denn in der Konsequenz bedeutet es, dass man das eine mehr berechtigt sieht, Krisen unbeschadet zu überstehen, als das andere.



Foto 1: Grüne Qualitäten: Resilienz für wen? © empirica

Um mögliche unerwünschte Nebeneffekte von Resilienzbildungen konkret zu machen, wenden sich Haase und Schmidt (2024) Maßnahmen zur Schaffung von Grünräumen zu, die im Zuge einer klimagerechten Stadtentwicklung vielerorts forciert werden. Mit Verweis auf die seit Mitte der 2000er Jahre entstandene Debatte zu *Green Gentrification* in der kritischen Stadtforschung geben sie zu bedenken, dass die Begrünung von Wohnquartieren unter Marktbedingungen nicht selten höhere Boden- und Mietpreise zur Folge hätte. Wohnkostensteigerungen durch grüne Aufwertung könnten zu einer Verdrängung einkommensärmerer Bevölkerungsgruppen führen, die daraufhin meist in Wohnlagen mit geringerer Lebensqualität – auch bezogen auf die Ausstattung mit Grün – ausweichen müssten. Dies wiederum könne ihre Vulnerabilität gegenüber Hitze im Zuge des Klimawandels erhöhen. Die neugeschaffenen, resilienzfördernden grünen Qualitäten kämen somit nur denjenigen zugute, die sich die Wohnkosten an entsprechenden Orten leisten könnten. Resilienz, so Haase und Schmidt, wird damit „zum Privileg und Ausdruck sozialer Ungleichheitsverhältnisse“ (ebd.: 46). Da Resilienzbildung in städtischen Räumen eben nicht automatisch gewinnbringend für alle sei, fordern sie zu einer stärker gerechtigkeitssensiblen Perspektive in der Debatte auf – so wie es im Diskurs um Nachhaltigkeit unter dem Schlagwort *just sustainability* schon länger erfolgt (siehe auch Meerow

et al. 2019). Bei der Planung resilienzorientierter Maßnahmen sollten deshalb die möglichen sozialen Folgewirkungen bereits ex-ante thematisiert werden, damit es nicht zu unbeabsichtigten Nebeneffekten komme, die an anderer Stelle womöglich mehr Schaden – etwa bezogen auf Lebensqualität oder Gesundheit – verursachen (vgl. Haase & Schmidt 2024: 48 f.).

Resilienz – ein Konzept für eine zukunftsfähige Stadtentwicklung?

In Anbetracht der positiven Aufladung des Resilienzkonzepts wird darüber hinaus kritisch hinterfragt, ob es tatsächlich eine zukunftsfähige urbane Entwicklung sicherstellen könne. Groß (2024) argumentiert, dass das Resilienzkonzept – auch wenn es die Dimensionen Anpassung und Veränderung mit umfasst – dennoch auf das Bewahren sozialer Systeme gerichtet und damit (zu) sehr am Status-Quo orientiert sei. Resilienzdenken könne so (ungewollt) zur Hürde für notwendige Transformationen in städtischen Räumen werden, da es eben implizit an alten Ausgangszuständen festhalte und deshalb dazu tendiere, „nichts Neues zu entwickeln“ (ebd.: 31). Erhalt (z. B. von Strukturen, Funktionen und Identitäten) trotz Wandel sei das Credo, eine Form von postmodernem Konservatismus, wie Rungius und Weller (2016) es bezeichnen. Allerdings reiche dies nicht aus, um Neuerungen in der Stadtentwicklung

anzustoßen und zukunftsfähige Entwicklungspfade zu erschließen. Vielmehr seien dafür, so Groß (2024: 33), offene experimentelle Strategien gefragt und ein bewusstes „Hinter-sich-Lassen alter Strukturen und Funktionen“.

Hinzu kommt, dass das Resilienzkonzept in Fragen der Zukunftsgestaltung zu reaktiv sei. Rungius et al. (2018: 50) zufolge ergebe sich Handlung in diesem Konzepthorizont immer erst „in Reaktion“ auf ein (krisenhaftes) Ereignis. Die eigene Initiative sei damit nicht originär und aktiv, sondern passiv. Auch Groß (2024: 31) argumentiert, dass das Konzept primär „auf Vermeidung und Abwehr, auf das Reaktionsvermögen auf eine Bedrohung“ ausgelegt sei. Resilienzpolitiken schafften insofern jene menschengemachten Probleme nicht aus der Welt, die zu krisenhaften Ereignissen und Veränderungen führen. Eine stärkere Orientierung an dem Prinzip der Resilienz in der Stadtentwicklung könnte letztlich von der Frage wegführen, wie die bestehenden Strukturen so transformiert werden können, dass die verursachenden Faktoren von (drohenden) Krisen beseitigt werden. Brand (2020: 19) stellt eine solche Veränderung in der Aufmerksamkeit bereits beim Thema Klimawandel fest. Im Zuge des *resilience thinking* verschiebe sich zunehmend der Akzent von Klimaschutz auf Klimaanpassung im Bereich der nachhaltigen Entwicklung. Eine solche Neugewichtung sei kritisch zu beobachten, denn so bedürfe es weiterhin Strategien, die auf Problemlösung zielen und nicht ausschließlich auf das Erhöhen von Widerstands- und Anpassungskapazitäten gegenüber antizipierten Bedrohungen. Diese Auffassung teilt Groß (2024) ebenfalls. Er plädiert deshalb dafür, dass die Resilienzperspektive nicht allein handlungsleitend für eine zukunftsgerichtete Stadtentwicklung sein sollte, auch wenn es selbstverständlich wichtig sei, als Gemeinwesen möglichst unbeschadet durch Krisen zu kommen (ebd.: 31).

Nicht zuletzt wird die Frage aufgeworfen, ob Resilienz überhaupt eine Eigenschaft sei, die Städte realistisch erreichen könnten. Schon vor mehr als zehn Jahren äußerte sich Eisinger (2013) dahingehend skeptisch. Seiner Ansicht nach ist die resiliente Stadt ein „Mythos“ (ebd.: 309). Städte seien gekennzeichnet durch vielfältige Wechselbeziehungen zwischen räumlichen Konfigurationen, gesellschaftlichen Praktiken und technischen Logiken. Er bezweifelt deshalb, dass sich

ein derart komplexes System tatsächlich in einen Zustand bringen ließe, dem man die „Diagnose Resilienz“ (ebd.: 310) stellen könne. In die gleiche Richtung argumentieren jüngst Rink et al.: „Resiliente Städte per se wird es aufgrund der Vielfalt der potenziellen Schocks und Krisen und der Vielfalt städtischer Systeme [...] nie geben“ (Rink et al. 2024: 11). Dabei verweisen sie gleichzeitig auf die Schwierigkeit, das Konzept für die Stadtentwicklung operabel zu machen, vor allem wenn man in einem holistischen Denken verbleibe. In der Resilienzdiskussion sei wiederkehrend von dem System Stadt die Rede, jedoch blieben dessen Elemente meist unterbestimmt. Überhaupt sei fraglich, ob sich dieses in all seinen Facetten durchdeklinieren ließe (ebd.: 10). Im Sinne des Leitsatzes *Resilience of What to What* von Carpenter et al. (2001: 767) erinnern sie deshalb daran, dass das Konzept vor allem dann an Konkretheit gewinne, wenn es im Kontext spezifischer Gefahren (z. B. Klimawandel) auf spezifische kommunale Handlungsbereiche (z. B. Gesundheit) bezogen würde (vgl. Rink et al. 2024: 12).

Wer oder was soll resilient(er) werden? Eine Frage der Perspektive und Macht

Die Entwicklung hin zu einer resilienteren Stadt basiert auf Planungs- und Entscheidungsprozessen. Hierbei gilt es verschiedene Fragen zu stellen, insbesondere wenn dieser Entwicklungspfad gemeinwohlorientiert austariert sein soll: Welcher Grad an Resilienz ist eigentlich angemessen und dient dem Wohl der Allgemeinheit? Was oder wen sollten wir resilient(er) machen und welche Gründe sprechen dafür? Welche Risiken sind hinnehmbar, welche dagegen nicht und bedürfen der gezielten Intervention? Zu wessen Wohl sind Entscheidungen über Resilienzmaßnahmen zu fällen? Und: Welche Rollen und Aufgaben kommen wem für die Ausgestaltung einer resilienten städtischen Entwicklung zu? Es sind allesamt Fragen, die in einer diversifizierten (Stadt-) Gesellschaft sehr unterschiedlich beantwortet werden können (siehe auch Kuhlicke 2018: 374; Meerow & Newell 2016).

Zum Tragen kommt hier, dass soziale Einheiten, wie beispielsweise Personen, Gruppen, Institutionen oder Organisationen, in einem sozialräumlichen Kontext unterschiedliche Wahrnehmungsweisen von einer Gefährdung haben können und somit unterschiedliche Konstruktionen „ihrer“ Vulnerabilität entwickeln.



Foto 2: Freie Flächen: resilienzfördernd oder -hemmend? Eine Frage der Perspektive. © Olaf Schnur

Dies hat wiederum Folgen für die Konstruktion „ihrer“ Resilienz (vgl. Christmann et al. 2016: 17 f.). Vulnerabilität und Resilienz sind insofern keine feststehenden Größen oder objektiven Tatbestände, sondern stets kontext- und perspektivenabhängig (vgl. Endreß 2022: 7). Wie Christmann et al. (2016: 18) anmerken, sei selbst eine nach wissenschaftlicher Methodik kalkulierte potenzielle Vulnerabilität für eine sozialräumliche Einheit letztlich sozial fabriziert, da sie von Akteuren konstruiert würde, die immer nur über begrenztes Wissen verfügten, bestimmte Ziele verfolgten und in Systemen kulturell vermittelter Werte und Normen verankert seien. Vulnerabilitätsanalysen, die als eine wichtige Entscheidungsgrundlage für den Aufbau urbaner Resilienz gelten, wiesen daher stets blinde Flecken auf und spiegelten individuelle und kollektive Interessen wider (ebd.).

Diese sozialkonstruktivistische Perspektive auf Vulnerabilität und Resilienz wird – wie Christmann et al. (2018: 184 f.) kritisch feststellen – in den Diskussionen zur resilienten Stadt bisher jedoch zu wenig eingenommen. Allerdings schärft eine solche Perspektive das Bewusstsein dafür, dass in einem sozialräumlichen Kontext unterschiedliche oder gar konfligierende Vorstellungen über relevante Vulnerabilitäten oder erforderliche Resilienzbildungen bestehen können. Dazu Christmann et al.: „Wenn es möglich ist, dass eine soziale Einheit (z. B. eine bestimmte Gruppe

von Bürgern) einer – in ihrem Raum möglicherweise bestehenden – Gefährdung nur eine geringe Bedeutung zuschreibt, während demgegenüber eine andere soziale Einheit (also eine andere Gruppe von Bürgern) des gleichen Raumes der potenziellen Gefährdung eine hohe Bedeutung einräumt, kann dies zu sozialen Konflikten führen [...]“ (Christmann et al. 2016: 18). Gleichermassen können expertenbasierte Vulnerabilitätsanalysen und Resilienzmaßnahmen (etwa von Planungsakteuren aus der kommunalen Verwaltung) im Widerspruch stehen zu den Relevanzstrukturen in der Bevölkerung.

Wie sich Resilienzstrategien im lokalen Kontext ausbuchstabieren sollten, ist also innerhalb von (Stadt-) Gesellschaften potenziell umstritten und Gegenstand interessen geleiteter Aushandlungen. Dies führt schließlich zu der Frage, wer in solchen Aushandlungen die Deutungshoheit hat (oder erlangt) und welche Interessensformationen sich durchsetzen. Hierbei ist in Betracht zu ziehen, dass Prozesse der Resilienzbildung auf städtischer Ebene nicht losgelöst von bestehenden gesellschaftlichen Machtverhältnissen sind, sie davon vielmehr durchdrungen werden und diese letztlich stabilisieren können (vgl. Rungius et al. 2018; Cote & Nightingale 2011). Deswegen hängt eine resilienzorienteerte Stadtentwicklung unter dem Vorzeichen der Gemeinwohlorientierung wesentlich davon ab, wie Entscheidungs- und

Abwägungsprozesse (z. B. über relevant angesehene Risiken, Vulnerabilitäten oder Resilienzmaßnahmen) gestaltet werden, welche Gruppen Zugang zu solchen Prozessen erhalten, wessen Interessen dabei Berücksichtigung finden und wie schließlich Ressourcen verteilt werden (siehe auch Wink 2022: 48 f.; Kuhlicke 2018: 374).

Brand (2020: 18 f.) geht davon aus, dass sich in Gesellschaften Definitionskämpfe um die jeweils zentralen Gefahren und Verletzlichkeiten verschärfen würden infolge eines Wirklichkeitsverständnisses, das zunehmend durch existenzielle Bedrohungen und multiple Krisenerfahrungen geprägt sei. Diese Definitionskämpfe würden letztlich über die Richtung der als notwendig erachteten strukturellen Anpassungen und Resilienzbildungen entscheiden. Brand gibt dabei zu bedenken, dass jene Aushandlungen von konkurrierenden politischen Positionen und Gesellschaftsentwürfen durchzogen sein werden und sich ideologisch stark aufladen ließen – im Geleit mit selektiven Dramatisierungen, Bagatellisierungen oder auch einer gänzlichen Leugnung einzelner Bedrohungen. Zudem sei das Prinzip der Resilienz in unterschiedliche Richtung politisch anschlussfähig. So könne es auch von nationalistischen Strömungen vereinnahmt werden, etwa um gegenüber der proklamierten Gefahr „Migration“ Abwehrpolitiken zur Bewahrung „der eigenen völkischen Identität“ zu legitimieren. Insofern ist bei anvisierten Resilienzmaßnahmen stets kritisch zu fragen, zu wessen Wohl diese letztlich ausfallen (vgl. Schnur & Wiesemann 2024: 48; siehe auch Blum 2023: 3).

Neue Bedrohungslagen – ein Freibrief für Resilienzstrategien?

Die Relevanz des Resilienzkonzepts für die Stadtentwicklung wird in planerischen Diskursen wiederkehrend damit begründet, dass sich urbane Räume einer veränderten Bedrohungslage gegenüberstehen (s.o.). Beobachtet wird nicht nur eine quantitative Zunahme, sondern auch eine andere Qualität von Bedrohungen. Neben eingrenzbaren Risiken, denen man mit bekannten und erprobten Instrumenten des Risikomanagements begegnen könne, träten vermehrt „externe Risiken jenseits der eigenen Beeinflussung und Kontrolle“ (Jakubowski 2013: 373). Wie Kuhlicke (2018: 371) kritisch einwirft, wird jedoch in vielen Beiträgen zur urbanen Resilienz diese als

neu deklarierte Bedrohungslage weder theoretisch noch empirisch abgesichert. Die reflexive Krisenforschung weist darauf hin, dass nur schwer zu fassen sei, ob heutzutage Krisen gehäuft vorkommen als früher (vgl. Ibert 2021: 99). Denn Krisen sind kein vorgängig existentes Phänomen, vielmehr werden sie durch gesellschaftliche Selbstwahrnehmungs- und Selbstbeschreibungsprozesse erst konstituiert (siehe auch Steg 2020).

All das bedeutet nicht, dass Bedrohungen oder Krisenerscheinungen rein fiktiv wären, zumal Städte in ihrer Geschichte schon vielen Ereignissen ausgesetzt waren, die teils substanzielle materielle wie auch immaterielle Schäden zur Folge hatten (vgl. BBSR 2018: 9). Dennoch, so Kuhlicke (2018: 371), könnten solche Narrationen über ein verändertes Ausmaß an Bedrohungen dazu führen, dass der Aufbau urbaner Resilienz als ein neutrales, legitimes Unterfangen erschiene, welches keiner weiteren Begründung bedürfe. Die Herstellung von Resilienz wird zu einem „unbezweifelbaren Wert“ (Rungius et al. 2018: 53) für eine zukunftsfähige Stadtentwicklung. Dies hätte praktische Folgen, wenn etwa öffentliche Akteure eine forcierte Resilienzorientierung in der kommunalen Entwicklung nicht als erklärungsbedürftig betrachteten, als reine Planungs- und Managementaufgabe behandelten und demzufolge nicht zum Gegenstand stadtgesellschaftlicher Diskussionen machten. Eine kritische Auseinandersetzung darüber, inwiefern der Aufbau von Resilienz für das lokale Gemeinwesen denn von Wert sei, würde dadurch verhindert und damit einer Entpolitisierung gesellschaftlicher Fragen zur Zukunftsgestaltung von Stadt Vorschub geleistet (vgl. Kuhlicke 2018: 373 f.).

Dabei könnte das erstarkte Narrativ der urbanen Resilienz als planerisches Ziel den Blick von anderen drängenden kommunalen Herausforderungen weglenken, deren Bearbeitung für eine zukunftsfähige Stadtentwicklung womöglich von prioritärer Bedeutung wären (vgl. Rink et al. 2024: 11 ff.). Jakubowski (2024: 287) macht in dieser Hinsicht zudem darauf aufmerksam, dass sich Resilienzmaßnahmen im Zeitablauf nicht zwangsläufig als nötig erweisen würden. So gebe es keine Gewissheit darüber, ob Ereignisse, auf die man sich vorbereitet, tatsächlich auch eintreten werden. Inwiefern sich Investitionen in Resilienzmaßnahmen als nützlich herausstellen, stünde also immer unter Unsicherheitsbedingungen.

Gleichzeitig erzeugten sie im Hier und Jetzt nicht unbedingt einen Mehrwert für die kommunale Entwicklung. Dies sei im lokalpolitischen Wettbewerb um knappe Finanzmittel in Betracht zu ziehen, zumal Maßnahmen zur Herstellung von Resilienz teils mit hohem Aufwand und Kosten verbunden wären.

Letztlich könnte die Wahrnehmung einer veränderten Bedrohungslage bzw. einer umfassenderen Verwundbarkeit zu einer Verschiebung von Verantwortlichkeiten bei der Ausgestaltung urbaner Resilienz führen – und zwar von staatlichen Stellen in Richtung lokaler Gemeinschaften und Individuen. So könne die Perspektive, dass Bedrohungen nunmehr *entgrenzt* seien, also überall und jederzeit auftreten können, zur Argumentationsfigur werden, um jede und jeden für die eigene Resilienz in die Pflicht zu nehmen (vgl. Rungius et al. 2018, S. 48 ff.; Welsh 2014, S. 19 ff.). Dadurch könnten in städtischen Räumen neue Ungleichheiten entstehen, da Individuen und Gruppen nicht gleichermaßen in der Lage seien, ihre Resilienz zu sichern (vgl. Kuhlicke 2018: 375; siehe auch Wiesemann et al. 2023: 21 ff.).

Fazit: Urbane Resilienz reflexiv ausgestalten

Anpassung sei das Leitmotiv der nächsten Gesellschaft, diagnostiziert der Berliner Soziologe Philipp Staab (2022) angesichts der Krisen unserer Gegenwart. Erderwärmung, Wachstumskrise, Covid-19 oder zuletzt der russische Überfall auf die Ukraine hätten den Glauben, die Welt ließe sich gestalten und der Fortschritt Sorge quasi automatisch für ein besseres Morgen, nachhaltig erschüttert. Fragen der Selbsterhaltung drängten sich immer mehr in den Vordergrund, das dominierende gesellschaftliche Ideal der Selbstentfaltung käme hingegen an sein Ende. Es ginge zunehmend darum, eine prekär werdende Ordnung zu stabilisieren, um die Gegenwart überhaupt zukunftsfähig zu machen. Gesellschaften würden dabei weitreichende Anpassungsleistungen abverlangt. In diesem Formenwandel erhalte auch das Prinzip der Resilienz neue Relevanz. Schließlich sei es eine notwendige Voraussetzung dafür, um als Gesellschaft Transformationsfähigkeit zu erhalten und sich eine nachhaltige Zukunft erschließen zu können.

Staabs Ausführungen unterstreichen, dass der Aufbau urbaner Resilienz eine wichtige kommunale Zukunftsaufgabe darstellt. Städte, auch hierzulande, sind bereits heute einer Vielzahl von Risiken ausgesetzt, die Infrastruktur, Sicherheit und Lebensqualität gefährden. Die Entwicklung einer „adaptiven governance“ (Schneider 2022: 24) auf kommunaler Ebene wird deshalb, aber auch aufgrund zukünftig zu erwartender gesellschaftlicher Veränderungsdynamiken umso dringlicher. Diese neuen Herausforderungen lassen sich mit gängigen Prinzipien wie dem der Nachhaltigkeit in der Stadtentwicklung nicht allein bewältigen. Neben der langfristigen Sicherung ökologischer, sozialer und ökonomischer Anliegen sind nunmehr zusätzlich Strategien gefragt, die Kommunen in ihrer Fähigkeit stärken, mit unerwarteten Schocks und unvermeidbaren langfristigen Stressoren umzugehen. Weil diese in komplexer Weise interagieren können, sind Kettenreaktionen in vernetzten städtischen Systemen mit sich verstärkenden Folgeschäden zudem keine Seltenheit. Deshalb ist es im Hinblick auf den dauerhaften Aufbau urbaner Resilienz sinnvoll, verstärkt eine Multi-Gefahren-Perspektive einzunehmen, um relevante, potenziell miteinander verknüpfte Bedrohungen identifizieren und sektorübergreifende Betroffenheiten mit gezielten Maßnahmen adressieren zu können (vgl. Kuhlicke et al. 2024).

Allerdings wirft die praktische Umsetzung von Resilienz – gerade auch mit Blick auf multiple und interdependente Gefährdungen – nach wie vor viele Fragen auf, nicht zuletzt bei verantwortlichen Akteuren auf kommunaler Ebene. Viele Städte und Gemeinden wollen resilienter werden, wissen aber oft nicht wie (vgl. Pöbneck et al. 2024). Es bedarf weiter transdisziplinärer Zusammenarbeit, um zu einer praxisorientierten Operationalisierung zu kommen. Hierbei gilt es, nicht nur den planerischen Instrumentenkoffer durchzudeklinieren, sondern ebenso die möglichen Widersprüche, Konflikte und Dilemmata einer resilienzorientierten Stadtentwicklung stärker als bisher in den fachlichen Auseinandersetzungen zu thematisieren. Dazu sollen auch die hier diskutierten kritischen Anmerkungen zum Resilienzdiskurs dienen: resiliente Stadtentwicklung als Zukunftsaufgabe zu reflektieren, mögliche Fallstricke aufzuzeigen und damit die zugrundeliegenden Prinzipien dieses Konzepts zu stärken.

Zentral ist hierbei der Punkt, dass das Anliegen urbaner Resilienz trotz seiner positiven Konnotation potenziell durch verschiedene Interessenlagen gekennzeichnet ist und städtische Entwicklungsprozesse mit diesem Ziel immer auch Gewinner und Verlierer produzieren können. Es besteht deshalb die Notwendigkeit, bei Planungsprozessen stets zu fragen, *welche* städtischen Systeme für *wen* und *warum* resilient gemacht werden sollen, um unerwünschte Effekte zu vermeiden (siehe auch Meerow et al. 2016). Ein Verständnis für entsprechende Zusammenhänge hilft, im kommunalen Handeln zu einer reflexiven Ausgestaltung urbaner Resilienz zu kommen. Das Prinzip der Resilienz in der Stadtentwicklung vor Ort stärker zu fokussieren, sollte dabei nicht bedeuten, Transformationsansprüche aufzugeben. Im Gegenteil: Mit der Herstellung von Resilienz bleibt, mit Groß (2021: 31) gesprochen, untrennbar die Frage verbunden, wie bestehende Systeme so umgestaltet werden können, dass jene Ursachen, die zu Schocks und Krisen führen, nicht mehr oder zumindest nur noch abgeschwächt auftreten.

Literatur

BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.) (2018): Stresstest Stadt – wie resilient sind unsere Städte? Unsicherheiten der Stadtentwicklung identifizieren, analysieren und bewerten. Bonn.

BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.) (2023): Beschleunigter Wandel und Resilienz. Leitlinien für die Entwicklung resilienter Städte im digitalen Zeitalter. Bonn.

BBSR – Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (Hrsg.) (2024): Urbane Resilienz in der Praxis. Impulse für die Stadt im Wandel. Bonn.

Beck, U. (2008): Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt am Main.

Blum, C. (2023): Wessen Wohl ist denn nun das Gemeinwohl? Eine (späte) Antwort auf Claus Offe. In: Leviathan (51) 1: 3-29.

BMI – Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat (2021): Memorandum Urbane Resilienz. Wege zur robusten, adaptiven und zukunftsfähigen Stadt. Berlin.

Böschen, S. (2021): Resilienz: Das freundliche Gesicht von Gesellschaften im Krisenmodus. In: Soziologische Revue 1: 62-72.

Brand, K.-W. (2020): Nachhaltigkeitsperspektiven in der (Post-)Corona Welt. Globale Umbrüche und die Herausbildung neuer Resilienzregime. Soziologie und Nachhaltigkeit – Beiträge zur sozial-ökologischen Transformationsforschung, Sonderband II: Die sozial-ökologische Transformation in der Corona-Krise: 10-20.

Carpenter, S. R.; Walker, B. H.; Anderies, M. A. & Abel, N. A. (2001): From Metaphor to Measurement. Resilience of What to What? In: Ecosystem 4: 765-781.

Cote, M. & Nightingale, A. J. (2011): Resilience Thinking Meets Social Theory: Situating Social Change in Socio-Ecological Systems (SES) Research. In: Progress in Human Geography (36) 4: 475-489.

Christmann, G.; Kilper H. & Ibert, O. (2016): Die resiliente Stadt in den Bereichen Infrastrukturen und Bürgergesellschaft. Forschungsforum öffentliche Sicherheit. Schriftenreihe Sicherheit Nr. 19. Berlin.

Christmann, G.; Ibert, O. & Kilper, H. (2018): Resilienz und resiliente Städte. In: Jäger, T.; Daun, A. & Freudenberger, D. (Hrsg.): Politisches Krisenmanagement, Sicherheit –interdisziplinäre Perspektiven. Wiesbaden: 183-196.

Eisinger, A. (2013): Und nun auch noch Resilienz. Einige skeptische Gedanken zu einer modischen Denkfigur aus stadthistorischer Sicht. In: Informationen zur Raumentwicklung 4: 309-313.

Endreß, M. (2022): Resilienz im Diskurs – Für ein reflexives Resilienzverständnis. In: Endreß, M. & Rampp, B. (Hrsg.): Resilienz als Prozess. Beiträge zu einer Soziologie von Resilienz. Wiesbaden: 1-16.

Endreß, M. & Rampp, B. (Hrsg.) (2022): Resilienz als Prozess. Beiträge zu einer Soziologie von Resilienz. Wiesbaden.

Graefe, S. (2019): Resilienz im Krisenkapitalismus. Wider das Lob der Anpassungsfähigkeit. Bielefeld.

Groß, M. (2021): Realexperimente, ökologische Grenzen und die Unbestimmtheit des Resilienzkonzepts. In: Graefe, S. & Becker, K. (Hrsg.): Mit Resilienz durch die Krise. Nachfragen an ein populäres Konzept. München: 15-38.

Groß, M. (2024): Urbane Resilienz, Realexperimente und die Stadt als Labor: Zum paradoxen Zusammenhang von Beharrungsvermögen und Veränderung. In: Kabisch, S.; Rink, D. & Banzhaf, E. (Hrsg.): Die Resiliente Stadt. Konzepte, Konflikte, Lösungen. Berlin, Heidelberg: 23-37.

Haase, A. & Schmidt, A. (2024): Impulse für eine kritische Debatte zur resilienten Stadtentwicklung am Beispiel der grünen Gentrifizierung. Kabisch, S.; Rink, D. & Banzhaf, E. (Hrsg.): Die Resiliente Stadt. Konzepte, Konflikte, Lösungen. Berlin, Heidelberg: 39-53.

Holling, C. S. (1973): Resilience and the Stability of Ecological Systems. In: Annual Review of Ecology and Systematics 4: 1-23.

Ibert, O. (2021): Ein Plädoyer für ein generisches und ambivalentes Krisenverständnis. In: Siurkus, T. & Deitelhoff, N. (Hrsg.): Crisis Interviews. Frankfurt am Main: 93-100.

Jakubowski, P. (2013): Resilienz – eine zusätzliche Denkfigur für gute Stadtentwicklung. In: Informationen zur Raumentwicklung 4: 371-378.

Jakubowski, P. (2020): Resilienz – Brauchen wir nach dem Corona-Schock neue Leitbilder für die Stadtentwicklung? In: Informationen zur Raumentwicklung 4: 16-28.

Jakubowski, P. (2024): Resiliente Stadtentwicklung – Stresstests als praxisnaher Ausgangspunkt. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung 6: 286-289.

Kabisch, S.; Rink, D. & Banzhaf, E. (Hrsg.) (2024): Die Resiliente Stadt. Konzepte, Konflikte, Lösungen. Berlin, Heidelberg.

Karidi, M.; Schneider, M. & Gutwald, R. (Hrsg.) (2018): Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation. Wiesbaden.

Kegler, H. (2022): Urbane Resilienz als Lernprozess. In: Pechlaner, H.; Zacher, D. & Störmann, E. (Hrsg.): Resilienz als Strategie in Region, Destination und Unternehmen, Entrepreneurial Management und Standortentwicklung. Wiesbaden: 131-166.

Kuhlicke, C. (2018): Resiliente Stadt. In: Rink, D. & Haase, A. (Hrsg.): Handbuch Stadtkonzepte. Analysen, Diagnosen, Kritiken und Visionen. Opladen: 359-380.

Kuhlicke, C.; Rink, D. & Pöbneck, J. (2024): Resilienz in der nachhaltigen Stadtentwicklung. Überlegungen zur systemischen Integration in Kommunen. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung 6: 282-285.

Kurth, D. (2020): Präventive oder aseptische Stadtentwicklung. In: Planerin 4: 49-51.

Kurth, D.; Sept, A. & Spohr, G. (2022): Resilienz in der Planung. Präventiv – robust – transformativ. In: Planerin 2: 3-4.

Meerow, S.; Pajouhesh & Miller, T. R. (2019): Social Equity in Urban Resilience Planning. Local Environment (24) 9: 793-808.

Meerow, S. & Newell, J. P. (2016): Urban Resilience for Whom, What, When, Where, and Why? In: Urban Geography (40) 3: 309-329.

Pöbneck, J.; Kuhlicke, C.; Rink, D. & Wiesemann, L. (2024): Kommunale Perspektiven auf das Resilienzkonzept: Einstellungen, Umsetzungsstand, Unterstützungsbedarfe. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung 6: 323-326.

Rink, D. & Haase, A. (Hrsg.) (2018a): Handbuch Stadtkonzepte. Opladen, Toronto.

Rink, D. & Haase, A. (2018b): Handbuch Stadtkonzepte – Die Idee des Bandes. In: Rink, D. & Haase, A. (Hrsg.): Handbuch Stadtkonzepte. Opladen, Toronto: 7-22.

Rink, D.; Gebauer, R.; Haase, A.; Intelmann, D.; Kabisch, S.; Kuhlicke, C. & Schmidt, A. (2024): Die resiliente Stadt: Forschungsstand in Deutschland, definitorische und konzeptionelle Überlegungen. In: Kabisch, S.; Rink, D. & Banzhaf, E. (Hrsg.): Die Resiliente Stadt. Konzepte, Konflikte, Lösungen. Berlin, Heidelberg: 3-21.

Rungius, C. & Weller, C. (2016): Die verheißungsvolle Schönheit der Resilienz: Zur Epistemologie eines Begriffs. Resilienz (online). <http://resilienz.hypotheses.org/611>. Letzter Zugriff: 16. Januar 2026.

Rungius, C.; Schneider, E. & Weller, C. (2018): Resilienz – Macht – Hoffnung. Der Resilienzbegriff als diskursive Verarbeitung einer verunsichernden Moderne. In: Karidi, M.; Schneider, M. & Gutwald, R. (Hrsg.): Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation. Wiesbaden: 33-59.

Schneider, M. (2022): Jenseits von palliativen Strategien. Zum Zusammenhang von Krisenbewältigung, Transformation und Resilienz In: Pechlaner, H.; Zacher, D. & Störmann, E. (Hrsg.): Resilienz als Strategie in Region, Destination und Unternehmen, Entrepreneurial Management und Standortentwicklung. Wiesbaden: 3-31.

Schneider, M. & Vogt, M. (2018): Selbsterhaltung, Kontrolle, Lernen. Zu den normativen Dimensionen von Resilienz. In: Karidi, M.; Schneider, M. & Gutwald, R. (Hrsg.): Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation. Wiesbaden: 103-123.

Schnur, O. & Wiesemann, L. (2024): Urbane Resilienz – gemeinwohlfördernd? Über doppelte Unschärfen und notwendige Reflexionen. In: RaumPlanung 1: 4-19.

Schuppert, G. & Repohl, M. (Hrsg) (2023): Resilienz. Beiträge zu einem Schlüsselbegriff postmoderner Gesellschaften. Baden-Baden.

Staab, P. (2022): Anpassung – Leitmotiv der nächsten Gesellschaft. Berlin.

Steg, J. (2020): Was heißt eigentlich Krise? In: Soziologie (49) 4: 423-435.

Weidner, S. (2021): Stadtplanerische Aspekte der resilienten Stadt. In: Just, T. & Plöbl, F. (Hrsg.): Die Europäische Stadt nach Corona. Strategien für resiliente Städte und Immobilien. Wiesbaden: 27-46.

Weiß, M.; Hartmann, S. & Högl, M. (2018): Resilienz als Trendkonzept. Über die Diffusion von Resilienz in Gesellschaft und Wissenschaft. In: Karidi, M.; Schneider, M. & Gutwald, R. (Hrsg.): Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation. Wiesbaden: 13-32.

Welsh, M. (2014): Resilience and Responsibility: Governing Uncertainty in a Complex world. The Geographical Journal (180) 1: 15-26.

Werner, E.; Bierman, J. & French F. (1971): The Children of Kauai: A Longitudinal Study from the Prenatal Period to Age Ten. Honolulu.

Wiesemann, L.; Rohland, F. & Krüger, K. (2023): Urbane Resilienz – Benachteiligte Quartiere im Spiegel der Corona-Pandemie. vhw-Schriftenreihe Nr. 41. Berlin.

Wink, R. (2022): Resilienz und resiliente Stadt. In: Denzel, M. A.; Schötz, S. & Töpel, V. (Hrsg.): Von der Industriemetropole zur resilienten Stadt. Leipzig im regionalen und überregionalen Vergleich. Wiesbaden: 33-58.

Impressum

vhw-werkSTADT
ISSN 2367-0819

Herausgeber

vhw Bundesverband für Wohnen und
Stadtentwicklung e. V.
Vorstand: Prof. Dr. Jürgen Aring
Bereichsleiter Forschung: Prof. Dr. Olaf Schnur

Redaktion

Kirsten Krüger

Sitz der Redaktion

Bundesgeschäftsstelle des vhw e. V.
Fritschestraße 27/28
10585 Berlin
T +49 30 390 473-175
F +49 30 390 473-190
E werkstadt@vhw.de
vhw.de

Autor

Dr. Lars Wieseemann

Erscheinungsweise

unregelmäßig

Bezug

Alle Ausgaben der vhw-werkSTADT sind unter
vhw.de/publikationen/vhw-werkstadt/
kostenfrei herunterzuladen.

Titelbildquelle

© Adobe Stock/ChrisTYCat